

Des Kaisers Ruf.

Der Kaiser hat zu den Kruppischen Arbeitern gesprochen. Seine Kundgebung richtet sich aber, wie er betonte, an die gesamte deutsche Arbeiterschaft und an das ganze deutsche Volk. Die Erinnerung an das herrliche Wort aus den Augusttagen 1914: „Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur Deutsche!“ mit jener Zeit überwältigender Erhebung ins Gedächtnis zurück, da Deutschland von Ost bis West, von Nord bis Süd in einmütiger Begeisterung aufstammte und unter einem Sinn und Willen einhellig auf das eine Ziel gelenkt wurde: Abwehr des ruchlosen Angriffs auf unser nationales Dasein. Damals zeigte sich das deutsche Volk in seiner wahren inneren Größe, die durch die zerplitterten Tageskämpfe wohl verdunkelt, aber nicht vernichtet worden war. Diese Offenbarung der seelischen Kraft unseres Volkes wirkte um so gewaltiger, als es aus einem früher nie gekannten Wohlleben heraus sich unaufhaltsam zur Erfüllung seiner höchsten Pflicht drängte, mit Leib und Leben das Vaterland zu schützen, alle Entbehrungen und Leiden nicht achtend, die den einzelnen oder das Ganze treffen mochten.

Der harte Kriegsjahre sind seitdem verfloßen. Der bisher noch ungebrochene Verneinungswille der Gegner hat es verhindert, daß die wiederholt kundgebene Bereitschaft Deutschlands und seiner Verbündeten, dem zwecklosen Untergang ein Ende zu machen, den Frieden bis zur Stunde nicht hat herbeiführen können. Unsere Gegner beharren bei der Verneinung der Daseinsberechtigung des deutschen Volkes, bei der Verneinung aller unserer Kultur, bei der Verneinung unserer Leistungen und unseres Wertens, so kennzeichnete der Kaiser ihre von Neid und Haß erfüllte Gesinnung, die dem Frieden entgegensteht. Dem Gegner allein fällt auch zur Last, daß nicht nur bei uns und unseren Verbündeten, sondern auch in ihren eigenen Ländern Entbehrungen und Not fortleidet gestiegen sind.

Die schmerzlichen Opfer an teuren Menschenleben und die Beschränkungen auch auf dem Gebiete notwendiger Lebensbedürfnisse haben naturgemäß die anfängliche Begeisterung zu einer ruhigeren Stimmung herabgedämpft. Nicht verlieren aber dürfen wir den Willen und die Entschlußkraft, uns bis zum letzten Atemzuge der Gefahren zu erwehren, die uns — das Ganze und jeden Einzelnen — bedrohen. Es ist noch derselbe Kampf, den das deutsche Volk vor vier Jahren mit dem Bewußtsein auf sich nahm, daß es nur zweierlei gibt: den Kampf siegreich bestehen oder untergehen. Militärisch werden die Gegner uns nicht besiegen. Diese Zuversicht bleibt uns, auch wenn jeder von uns weiß, daß wir eine ernste Zeit durchleben und uns noch schwere Tage bevorstehen. Die Verleumdungen gegen die feindlichen Unternehmungen im Felde liegen in guten Händen. Sie selbst aber hat das ganze deutsche Volk zu wappnen gegen das schlechende Gift der Zwietracht und des Kleinmuts, das der Gegner durch tausend Kanäle in unsern Volkstörper einzusüßen sucht. Wie im August 1914 das deutsche Volk sich gegen die offenen Widerlächer aufbäumte, so hat es jetzt Gegner abzuwehren, die auf dunklen Wegen und heimlich herantastend, um uns durch Einflüsterungen aller Art schwach zu machen und uns durch die Ermattung unseres Willens, die Heimat und unsere ganze Zukunft zu verteidigen, zu überwinden. Die Aufgabe, die uns jetzt gestellt ist, hat keine geringere Bedeutung als die, vor der wir uns beim Kriegsausbruch sahen.

Wenn auch nicht mit dem Schwung der ersten Begeisterung, so doch mit der unbeugsamen Nachhalligkeit des Selbsterhaltungstriebes müssen wir den Anforderungen jedes Tages und jeder Stunde ins Auge blicken und die Pflichten, die sie uns auferlegen, unverbrüchlich erfüllen. Es gilt, wie der Kaiser sagte, unser Vaterland frei zu machen. In der Freiheit des Vaterlandes ist die Freiheit jedes Deutschen, wer und was er auch sei, beschließen. Wir wollen kämpfen und durchhalten bis zum letzten: dieses Treuebündnis ist von den Arbeitern in Eiden vor dem Kaiser erneuert worden und ihr

entschiedenes Ja wurde für das ganze deutsche Volk gesprochen.

Papier über die Kriegsziele.

In einer öffentlichen Versammlung in Stuttgart sprach der Vertreter des Reichstanzlers Graf v. Papier über die politische Lage. Er führte u. a. aus:

Ich möchte den Versuch machen, den Ursachen der zurzeit unverkennbar, übrigens nicht bloß in Deutschland und bei seinen Bundesgenossen allein, sondern trotz der weidlich aufgeblähten neuesten militärischen Erfolge unserer Gegner auch bei den Völkern sich bemerkbar machenden gedrückten Stimmung auf den Grund zu gehen. Der eigentliche Grund unserer gedrückten Stimmung liegt in dem schmerzlichen Gefühl, daß die Friedensaussichten sich immer weiter hinauschieben, und daß man der Möglichkeit eines künftigen Kriegswinters entgegensehen muß. Je langwieriger nach den bisherigen Erfahrungen das Ringen um die militärische Kriegsentscheidung ist, um so bedeutungsvoller wird die Frage: Welcher Teil wird finanziell, wirtschaftlich oder politisch am längsten aushalten?

Daß unsere Feinde an militärischer Technik und Erfahrung, an Genialität und Talant der Führung, an Tüchtigkeit und Ausbildung der Soldaten, an Leistungsfähigkeit der Offiziere uns überlegen seien, werden unsere Feinde selbst nicht in Ernst glauben. Unsere Feinde vergessen aber dabei, daß, wenn die Amerikaner jetzt zu Hunderttausenden an der Front einströmen, wir vorher Millionen von Russen, Serben und Rumänen außer Geleht gesetzt haben, die von neuem für die Zwecke der Entente zur Verfügung zu gewinnen, erfolglos sein wird.

Der U-Boot-Krieg hat nicht so rasch und so sicher gewirkt, wie wir uns leinerzeit berechnet haben. Es ist wertlos, jetzt darüber streiten, wer den Fehler verhängsel hat. Aber wir sind nicht die einzigen, die sich einmal in diesem Weltkrieg verrechnet haben. Manche sind dadurch leider um eine Hoffnung ärmer geworden, aber das rechtfertigt doch nicht, den U-Boot-Krieg in seiner Wirkung so zu unterschätzen, wie das jetzt vielfach mit einem gewissen Unwillen geschieht. Weit über Nahresfrist sichtet er im Durchschnitt die Zahl der feindlichen Schiffe fast genau in dem von ihm erwarteten Maße.

Unsere Aufgabe ist heute nicht wie bereinst in den Freiheitskriegen des vorigen Jahrhunderts, das Vaterland aus den Händen des Feindes zu befreien, wir haben nur dafür zu sorgen, daß der

Krieg im fremden Lande weitergeführt wird. Noch auf keinem Gebiet ist uns der Krieg an die Wurzel des Lebens gegangen. Bleibt nur die Hoffnung unserer Feinde, wir werden demnächst innerlich eher zusammenbrechen als sie. Für Deutschland können wir aber sicher sagen, daß es unbeirrt von allen Meinungsverschiedenheiten in diesem Weltkampf an Ausdauer und innerer Kraft nicht unterliegen wird.

Eine Pflicht aber haben wir allerdings alle, und ich anerkenne sie, auch für meine Person: enttäuschte Hoffnungen müssen verbüßt, berechnete Forderungen müssen erfüllt werden, und zwar rechtzeitig, tatsächlich bestehenden Schäden muß abgeholfen werden. Maßgebend scheint mir in dieser Beziehung das

Schicksal der preussischen Wahlrechtsvorlage.

einer längst nicht mehr preussischen, sondern eminent deutschen Frage. Eine weitere Hinausschiebung der Entscheidung, darüber herrscht jetzt wohl fast vollständiges Unverständnis, ist nicht angängig, so schwer man auch eine Nullstunde und Neuwahl während des Krieges nehmen mag. Im übrigen kann meines Dafürhaltens die Entscheidung der preussischen Regierung als getroffen angenommen werden: geht nicht aus der Kommission des Herrenhauses das gleiche Wahlrecht hervor, wird sie aufhören. So ungeheimt es scheinen mag, in diesen Tagen des grimmigsten Kampfes vom Frieden zu reden,

will ich es doch verantworten. Wer weiß, ob das verzweigte Ringen unserer Feinde nicht die Anfälligkeit des Friedens bedeutet.

Bei früheren Friedensschlüssen sind die mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung,

wenn es zum Verhandeln kam, still in den Hintergrund getreten, andere waren es, die fast allein über ihr Geschick bestimmt haben. Mit dieser Resignation ist es heutigentages vorüber. Den kommenden Frieden werden die Regierungen nicht allein, sondern im engen Einvernehmen mit der Gesamtheit des Volkes schließen.

Darum wird es keinen Eroberungskrieg geben. Ist Eroberung beiderseits ausgeschlossen, so erabilt sich mit Notwendigkeit die Wiederherstellung des territorialen Zustandes vor dem Kriege. Sie ist überall ohne weiteres möglich, nur nicht in unseren Osten.

Wenn die Mächte sich mit uns als den nächst Interessierten, auf die sie angewiesen sind, verständigt haben, so ist das eine Sache, die der Welt nur nützen kann und in die vom Standpunkt des sogenannten europäischen Gleichgewichts oder deutlicher gesagt der englischen Oberhoheit aus hineinzureden wir niemandem gestatten können, so wenig wir unsere mit der Ukraine, Rußland und Rumänien geschlossenen Friedensverträge der Entente zur gefälligen Genehmigung oder Abänderung vorlegen werden. Im Osten ist für uns Frieden und bleibt für uns Frieden, man es unseren westlichen Feinden gefallen oder nicht.

Im übrigen kann der territoriale Besitz vor dem Kriege überall wieder hergestellt werden. Voraussetzung für uns und unsere Bundesgenossen muß sein, daß

uns alles wiederzugestellt wird,

was wir an Gebiet am 1. August 1914 besessen haben. Deutschland muß also in erster Linie keine Kolonien wiedererhalten, wobei der Gedanke eines Austauschens aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht ausgeschlossen zu sein braucht. Wir Deutsche können, sobald der Friede geschlossen ist, die besetzten Gebiete räumen, wir können, wenn es erst einmal soweit ist, auch Belgien räumen. Sind wir und unsere Bundesgenossen erst einmal wieder im Besitz dessen, was uns gehörte, sind wir erst einmal sicher, daß in Belgien kein anderer Staat irgendwie besser gestellt werden kann als wir, so wird auch — das glaube ich lassen zu können — Belgien ohne Belästigung und ohne Vorbehalt zurückgegeben werden können.

Bleibt noch die

Frage einer Kriegsschädigung

von der einen oder anderen Seite. Hätte man uns in Ruhe unserer Arbeit nachgehen lassen, so hätte es keinen Krieg und keine Schäden gegeben. Nicht darum kann es sich also handeln, daß wir bezahlen, sondern nur darum, ob wir einen Krieg für die uns angezwungenen Schäden erhalten sollen. Wir sind innerlich überzeugt, daß wir als die schuldlos Angegriffenen das Recht auf eine solche Entschädigung haben. Wir müssen aber annehmen, daß sie uns von der Gesamtheit unserer Gegner nicht gewährt werden wird, und nach den nun einmal im politischen Ehrenkodex herrschenden Anschauungen auch nicht gewährt werden kann, ehe sie sich von ihrem Zusammenbruch überzeugt hat. Den Krieg aber bis zu diesem Zeitpunkt weiter zu führen, würde uns von neuem so schwere, mit Geld nicht zu erzielende Opfer kosten, daß wir bei vernünftiger Überlegung auf die Weiterverfolgung dieses Gedankens auch bei günstiger militärischer Lage lieber verzichten, ganz abgesehen von der Gefährdung des künftigen Friedens, die von der zwangswiseiten Verdrängung einer Entschädigung untrennbar wäre.

Wenig Zeit werden bei den Verhandlungen die Gefühle unserer Gegner nach deutschem Gebiet und nach Genußnahme in unsere inneren Verhältnisse in Anspruch nehmen. Hand weg! ist alles, was wir hier zu sagen haben.

Trotz alledem wird der Friedensvertrag noch einen reichen positiven Inhalt bekommen. Die Völker der Erde rufen nach Schutz gegen weitere Verelendung durch Kriege, nach

einem Völkerbund,

nach internationalen Schiedsgerichten, nach Vereinbarungen über gleichmäßige Abrüstung. Dies feindlichen Regierungen haben teils aus innerer Überzeugung, zum Teil auch wohl aus tatsächlichen Rücksichten heraus, sich diesen Ruf zu eigen gemacht. Am Widerpruch des Deutschen Reiches, das, seit es besteht, im Frieden lebte, wird keine dieser Forderungen, deren Erfüllung allerdings geeignet wäre, das Los der kommenden Geschlechter zu erleichtern, scheitern. Wir sind vielmehr bereit, nach Kräften mitzuarbeiten.

Freiheit der Meere

und Meeresstraßen, nach offenen Türen in allen überseeischen Besitzungen, nach Schutz des Privatigentums zur See in den Verhandlungen erheben, und, wenn über den Schutz der kleinen Völker und der nationalen Minderheiten in den einzelnen Staaten verhandelt werden wird, werden wir willig für internationale Bestimmungen eintreten, die den in England unterworfenen Ländern wie eine Erlösung wirken werden. Allen Entschloßen hoffen wir, daß nach den Erfahrungen dieses Krieges jeder ernsthafte Versuch der Besserung auf diesen Gebieten reiche Früchte tragen wird.

Unerfüllbare Vorbedingungen für unsere Teilnahme an den Friedensverhandlungen dürfen allerdings nicht gestellt werden. Wir laden des Ansehens, daß wir erst reutz um Gnade bitten sollen, ehe wir zugelassen werden, wir laden der Toren, die von Ischem laien.

Die Gewerkschaften beim Kanzler.

Die Generalkommission der Gewerkschaften entsandte eine Abordnung zum Reichskanzler, um ihm die Klagen der Gewerkschaften über die Ernährungsfragen, den Schleichhandel und das Vorkommen von Zwangsarbeitern. Auch wurden wegen des abgerunden Fortschreitens der Wahlrechtsverhandlungen im Herrenhaus Vorstellungen erhoben.

Graf Hertling antwortete im Namen der Regierung: Die Reichsleitung sei mit der Obersten Seeresleitung vollkommen einig im Erkennen des Verhältnisses zum Krieg. Der Krieg werde nicht eine Minute länger dauern als zur Verteidigung unbedingt notwendig. Die bisherigen Friedensangebote Deutschlands seien leider hohnlachend zurückgewiesen worden. Noch vor vierzehn Tagen habe Müller Chauvinismus die ganze feindliche Presse beherrscht. Trotzdem hoffe er aufrichtig, daß wir dem Frieden näher seien, als man allgemein glaube. Jedenfalls seien Reichsregierung und Kriegsleitung einmütig gegen jede Eroberung; darüber beständen keine Meinungsverschiedenheiten und seien keine Beschränkungen nötig. — Zum allgemeinen Wahlrecht könne er nur wiederholen, daß er damit stehende und falle. Das Herrenhaus habe keine verfassungsmäßigen Rechte. Aber deswegen weiche er nicht einen Schritt vom gleichen Wahlrecht ab, und sobald feststehe, daß darauf keine Verständigung zu erzielen sei, sei er sofort zur Auflösung entschlossen.

Nach dem Reichskanzler nahmen die Staatssekretäre Balkas, v. Waldow und v. Stein, die der Besprechung beiwohnten, zu den von den Vertretern der Gewerkschaften angeregten Einzelfragen das Wort. Staatssekretär v. Waldow versicherte u. a., daß die Wiederherstellung der vollen Produktion bestimmt eintreten werde, die feindlichen Wachen aber beibehalten werden müßten.

Handel und Verkehr.

Neue Briefmarken werden infolge der neuen Postordnung demnächst zur Ausgabe gelangen. Es handelt sich hierbei um Fremdenmarken zu 35 und 75 Pfennig, um Postkarten mit Antwort (10 und 15 Pfennig), Postanweisungen (15 und 25 Pfennig). Die Fremdenmarken zu 35 Pfennig werden einfarbig rotbraun, während die Marken zu 75 Pfennig zweifarbzig hergestellt werden, und zwar der Rand blau-grün und das Mittelteil mit Kopf schwarz. Die Farbe des Markenstempels der 15-Pfennig-Postanweisungen wird schwarzviolett und der 25-Pfennig-Postanweisungen gelbbraun. Die Fremdenmarken zu 30, 50 und 60 Pfennig fallen fort, doch sollen die vorhandenen Vorräte verbraucht werden.

Die Geschwister.

26 Roman von G. Courths-Mahler.

„Heinz, so gut wirst du noch nie zu mir,“ seufzte sie.

„Das soll jetzt anders werden, meine liebe Inge. Werde nur erst gesund, dann wird noch alles gut. Sollst sehen, wir werden glücklich sein mit unserem kleinen Mädchen. Und wenn es dich ruhig macht, dann lassen wir uns verlegen. Gabriele Wendheim soll deine Ruhe nicht mehr stören.“

Solche Worte beruhigten Inge sehr. Sie fing an, wieder zu hoffen. Aber ihr schwacher Körper war zu trahlos. Sie war matt und eint und ihre Kräfte schwanden immer mehr. Ihr heißes Herz wehrte sich gegen den anstehenden Tod. Sie wollte nicht sterben, oh, nur jetzt nicht, wo sie zum erstenmal fühlte, daß sie Heinz teuer war. Es half aber kein Wehren. Wenige Tage nach der Geburt ihres Kindes machte ein Herzschlag ihrem Leben ein Ende.

Schwester Magda hatte einen schweren Stand. Am ersten Male mußte sie sich machtlos eingestehen, daß auch die treueste, ansparendste Pflege nicht imstande war, dem Tod ein Opfer abzuwenden. Dazu nahm das kleine, schwache Geschwister, Ingeborgs Kind, ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Und die tröstlichen Worte Ingeborgs wichen nicht von Schwester Magdas Seite, als fanden sie nur in Gegenwart der jungen Pflegerin die Kraft, ihr Leid zu ertragen. Heinz unterstützte sie, soviel er

konnte, und als Ingeborg beerdigt war, drang er darauf, daß Schwester Magda sich mehr Ruhe gönnte.

Für das Kind war eine Amme engagiert worden. Es brauchte aber so viel gewissenhafte Pflege, daß Frau Konrad Haller inständig um Magdas Bleiben bat, bis das Kind kräftiger sein würde.

Schwester Magda wurde von ihrer Oberin beurlaubt auf unbestimmte Zeit, und sie siedelte mit dem Kinde und der Amme zu Hallers über. Heinz kamte nun ganz allein mit der Dienerschaft in seiner Wohnung. Er kam sich grenzenlos einam und verlassen vor. Inge hatte ihm das Leben weidlich schwer gemacht. Aber sie hatte doch zu ihm gehört, hatte ihn geliebt, auf ihre Art. Nun war er wieder ganz allein. Auch das große, freundliche Mädchen mit der weißen Haube und dem lieben, guten Gesicht war gegangen und mit ihr sein Kind. Sein Kind? Wie merkwürdig, daß es plötzlich ein Wesen gab, welches zu ihm gehörte wie ein Teil seiner selbst. So ein winziges, artiges Wesen, das er nicht anquästen magte und das doch mit den wunderkneinen Händchen an sein Herz klopte, um Einlaß bitend. Würde es ihm erhalten bleiben, würde Schwester Magda nicht müde werden, in heftiger Sorge um dies kleine Leben zu kämpfen? Nein — er wußte, wenn es zu erhalten war, sie würde es mit dem Einlaß aller Kraft versuchen.

Die Nachricht von Ingeborgs Tode hatte Gabriele tief erschüttert. Noch mehr war aber

Wendheim dadurch betroffen. Er bedauerte Ingeborg sehr, aber unruhiger machte ihn der Gedanke, daß Römer nun wieder frei war. Wenn Gabi nicht seine Frau geworden wäre, jetzt könnte sie sich mit dem einstigen Geliebten verbinden. Er war Ingeborgs Gebe, reich und unabhängig. Voll heimlicher Angst beobachtete er seine Frau. Hatte sie nicht solche oder ähnliche Gedanken? Sie kam ihm ernster und stiller vor. Daß Gabriele sich um ihn selber sorgen könnte, fiel ihm nicht ein. Und doch war das der einzige Grund zu Gabis stillem Wesen. Sie merkte sehr wohl, daß Herbit sehr blaß ausah und oft an nervösen Verkrümmungen litt. Der glückstrahlende Frohinn, der ihn seit den feligen Tagen in Rocca di Bova beherrschte, schien wie fortgewischt. Ahnungslos, was in ihres Mannes Seele vorging, suchte sie vergeblich nach dem Grund zu seinem verkrümmten Betragen.

Er trug die quälenden Zweifel still mit sich herum und sein Benehmen Gabi gegenüber war sehr wechselvoll. Abertrönte er sie heute mit zärtlicher Güt, so hielt er sich morgen von ihr fern und wich ihr aus. Fragte sie ihn mit liebevoller Dringlichkeit, was ihm fehle, so seufzte er sie mit Ausreden ab. Er wurde sogar einige Male unreundlich zu ihr. Eines Tages, als Fred mit seiner Frau bei ihnen zu Lichte war, sprach man über Römer. Fred erzählte, daß Heinz kaum noch außerdienstlich für ihn zu sprechen wäre und sich von allem zurückzöge.

„Das ist wohl verständlich, Fred. Römer ist doch in Trauer um Ingeborg,“ sagte Gabi.

„Ach, das ist ja Unsinn. Deshalb braucht er sich nicht ihmlich zu verkrümmen. Er soll doch versuchen, wieder fröhlich zu werden im Kreise seiner Kameraden. So tief war doch keine Liebe zu Ingeborg nicht, da wollen wir uns doch nicht weis machen. Hinter seiner Kopfhängerei muß noch etwas anderes stecken.“

Fred sah dabei Gabriele forschend an. Sie erfaßte seine Gedanken und wurde glühend rot, sehr gegen ihren Willen. Und als sie in diesem Augenblick ihres Mannes Blick forschend auf sich gerichtet sah, wurde sie noch röter. Sie wußte selbst nicht, warum. Es war wohl Unmut über Freds deutlich zur Schau getragenen Verdacht, daß er Heinz Römers „Kopfhängerei“ mit ihr in Verbindung brachte. Sie war ärgerlich auf sich und Fred.

Dieser war längst wieder zu einem anderen Thema übergegangen. Er neckte sich mit seiner Frau. Die beiden waren sehr glücklich in ihrer trübseligen, sorglosen Ehe. Für sie war alle Tage Sonnenschein. Von Sorgen oder Kummer waren sie verschont. Sie waren auch beide viel zu leichtfertig und wohlgenut, um sich das Leben schwer zu machen. Problems gab es weder bei ihm, noch bei ihr zu lösen.

Wendheim war aufsaßend still und beteiligte sich nur wenig am Gespräch. Und Gabi fühlte sich sehr unbehaglich in Gesellschaft der beiden jungen Leute. Sie war sehr froh, als diese sich, lachend und fröhlich wie immer, endlich verabschiedeten.

Herbert war ans Fenster getreten und starrte düster hinaus. Gabriele trat zu ihm.